

**Jocelyn Garber**

Leseprobe



„Wie der Sturm im Frühling“

*Im Dezember 1805 besiegte Kaiser Napoleon mit seinen Truppen die Koalition aus Preußen unter Franz I. und Russen unter Zar Alexander bei Austerlitz. Infolgedessen zogen sich die Russen zurück und Franz I. war gezwungen den Frieden von Pressburg zu unterzeichnen.*

*Frankreich begann nun einzelne deutsche Staaten unter seiner Führung in einem Bündnis zu vereinen, wodurch es zur Gründung des Rheinbundes kam.*

*Am 15. März 1806 trat König Maximilian I. Joseph von Bayern das Herzogtum Berg an Napoleon ab, woraufhin dieser die Souveränität über den Staat an seinen Schwager Joachim Murat übertrug, der dieses bis 1808 als Großherzog regierte.*

# Kapitel 1

## Blaue Stunde



Ferlenthal, Großherzogtum Berg, Januar 1807:

„Die Franzosen kommen!“

Diese drei winzigen Worte rissen mich an einem eiskalten Morgen Ende Januar aus dem Schlaf, als meine Magd Maria ohne jedwede Ankündigung und noch mit Nachthaube auf den struppigen Haaren in mein Schlafzimmer stürmte. Was folgte, waren mehrere dumpfe Schläge, unter denen das gesamte Haus zu erzittern schien. Dann ein Knall, als hätte jemand die schwere Holztür aus Eichenholz eingeschlagen. Augenblicklich saß ich kerzengerade in meinem Bett, hatte jedoch Mühe im schwachen Licht des anbrechenden Tages etwas in meiner Umgebung zu erkennen. Zu langsam gewöhnten sich meine Augen an das Halbdunkel.

Doch mein Herz flatterte panisch in meiner Brust, als mir gewahr wurde, dass mein schlimmster Alptraum Realität geworden war. Französische Soldaten waren in das Haus meines Vaters eingedrungen.

„Schaff die Mädchen in den Gesindetrakt!“, befahl ich Maria und sprang aus dem Bett. Im nächsten Augenblick hörte ich bereits die Stimmen der Eindringlinge im

Erdgeschoss. Das Klirren von Geschirr und das Bersten von Holz zeugte davon, dass die Männer auf Beutezug aus waren. „Denk an unseren Plan. Raus in den Wald und dort versteckt ihr euch!“ Meine Magd schluchzte kurz auf, dann nickte sie hastig und wollte hinüber zu den Schlafzimmern meiner drei jüngeren Schwestern Margarete, Antonia und Clara eilen. Doch es war zu spät. In diesem Augenblick waren die Soldaten bereits auf der Treppe. Die Stufen vibrierten unter den Schritten ihrer genagelten Schuhe und Maria flüchtete sich in die Ecke hinter mir. Als wäre ich in der Lage gewesen mich auch nur einem Soldaten entgegenzustellen. Winzig und schwach wie ich war.

„Heilige Franziska, sie werden uns alle schänden und dann umbringen!“, wimmerte sie und warf sich betend auf die Knie.

Einen Atemzug lang sah ich sie an, überlegte ernsthaft welchen Gegenstand ich in diesem Zimmer als Waffe gegen die Eindringlinge benutzen könnte, um meine geringe Kraft wettzumachen. Den Kerzenständer auf dem Nachttisch? Die Stoffschere auf meinem Frisiertisch? Sollte ich mit der Magd unter das Bett kriechen und hoffen, dass wir von den Franzosen übersehen wurden? Neben mir schluchzte und jammerte Maria, das gesamte Haus war erfüllt von dem Geschrei der Männer und dem Kreischen meiner Schwestern, die nun ebenfalls aufgeschreckt worden waren. Wir waren gefangen. In unserem eigenen Haus.

Doch Panik ergriff mich nicht. Eher eine watteweiche, seltsam fremde Ruhe. Ich griff nach meinem Rosenkranz aus schwarzem Gagat und presste ihn an mich, während ich neben meiner Magd auf die Holzdielen neben meinem Bett sank und dafür betete, dass unser Ende rasch und schmerzlos sein würde. Wovon ich nicht ausging. Die Soldaten der Grande Armée waren dafür bekannt, skrupellos und grausam mit den Menschen in den von ihnen besetzten Gebieten umzugehen. Obwohl unser Land als

Großherzogtum Berg nun schon seit fast einem halben Jahr zum französischen Kaiserreich gehörte, waren wir in den Augen vieler Franzosen kaum mehr als Beute.

In diesem Augenblick stand der erste Franzose schon in der offenen Türe, die Muskete mit dem funkelnden Bajonett darauf auf uns gerichtet. Das Blau seiner Uniform wirkte fast schwarz. Lediglich zwei gelbe Streifen auf seinen Ärmeln stachen grell hervor. Sein Gesicht, eine hektische Grimasse, lag fast gänzlich im Schatten seines Helmes. Maria kreischte auf und flehte den Herrgott um Erlösung an, während ich die Augen schloss und mich meinem Schicksal ergab. Im nächsten Augenblick drangen zwei weitere Soldaten in mein Schlafzimmer ein.

Ich war mir sicher, dass man uns an Ort und Stelle den Garaus machen würde. Erdolcht durch den Dorn ihrer Bajonette. Lieengelassen in unserer eigenen Blutlache. Vielleicht warf man uns vorher noch aufs Bett. Solche Geschichten hatte ich schon zuhauf gehört, doch selbst Teil einer solchen zu werden, fühlte sich seltsam unwirklich an. Als wäre es ein Alptraum, der durch besonders grausame Detailfülle hervorstach: die winzige Eisschicht in meiner Waschschale, die glatte Oberfläche der Steine meines Rosenkranzes in meinen Händen, das markante Blau des Himmels wenige Minuten, bevor die Sonne aufging. Es war mir, als würde ich jeden Augenblick aus diesem Traum erwachen.

Doch stattdessen machte der erste Soldat einen Schritt auf mich zu und riss mir den Rosenkranz so brutal aus den Händen, dass ich mir sicher war, dass er mir dabei einen Finger brach. Im nächsten Moment packte er mich am Oberarm und riss mich auf die Füße, während einer seiner Kameraden Maria ergriff. Der dritte Soldat hatte seinen Kopf bereits in der Schublade meiner Kommode vergraben. Eilig steckte er sich ein, was seine gierigen Hände zu grabschen bekamen: Tücher, Schuhschnallen, Bänder und die Kerzen,

die ich dort vor meinen Schwestern versteckt hielt, weil sie zu verschwenderisch damit umgingen.

„Venir!“, brüllte der Soldat mich an, als ich angesichts all meines Eigentums, welches zerrissen, zerbrochen oder gestohlen wurde, den Kopf wandte und krallte seine Fingernägel in meinen Unterarm. Meine Finger begannen zu prickeln, als er mir das Blut abschnürte.

Noch im Nachthemd und mit nackten Füßen zerrte er mich die Treppe hinunter ins Erdgeschoss, durch die dunkel geflieste Eingangshalle und von dort auf den Platz vor dem Haus. Hinter mir erfuhr Maria dasselbe Schicksal. Der Boden unter meinen Füßen war noch gefroren und jeder Schritt stach wie winzige Nadelspitzen in meine Fußsohlen. Die klirrend kalte Morgenluft raubte mir den Atem, doch ich wagte keinerlei Widerstand. Vielleicht war es eine Art Schutzreaktion meines Körpers sich auf diese winzigen Unannehmlichkeiten zu konzentrieren, um die Not, in der wir uns befanden, auszublenden, ja erträglich zu machen. Ich fragte mich zwangsläufig, ob ein Mensch, der vor einem Erschießungskommando stand, sich an solchen Nichtigkeiten aufhielt. Ob das Tuch über seinen Augen scheuerte, ob er fröstelte. Oder, ob ich in meinen Gedanken nur besonders merkwürdig war.

Auf dem Hof war die Hölle losgebrochen. Der Trupp Soldaten- etwa acht zählte ich- hatten begonnen das Herrenhaus unseres Gutes zu plündern. Vier weitere waren in die Stallungen eingedrungen und trieben alles, was uns an Vieh geblieben war zusammen. Unser Pferd, die beiden Kühe. Den Hühnern und Gänsen drehten sie vor Ort den Hals um und warfen sie achtlos auf einen mitgebrachten Karren. Danach durchsuchten sie die Scheune nach brauchbaren Vorräten.

Mitten auf dem Hof trieb man uns alle zusammen. Maria, unsere beiden Knechte und schließlich Magarete und Antonia. Nur von unserer Jüngsten, Clara, war nichts zu

sehen. Nun endlich, fast erlösend, brach die Panik mit all ihrer Wucht über mich herein. Clara war gerade einmal acht Jahre alt und ein winziges Geschöpf, das sich vor jeder Kleinigkeit in seinem Leben fürchtete. Wenn ich nun schon vor Angst beinahe verging, was geschah dann mit ihr?

Wie oft waren wir die verschiedenen Fluchtwege durchgegangen. In den Gesindetrakt und durch die winzige Seitentür hinaus aufs Feld und in den nahen Wald, wo man sich verstecken konnte. Wo es Schleichwege in die benachbarten Siedlungen oder schon allein zu einem unserer Nachbarn gab. In all den Jahren seit Ausbruch des Krieges hatten wir nicht einmal zu diesem Mittel greifen müssen. Bislang waren wir vor dem Krieg verschont geblieben. Bis zu diesem Tag, als diese blau-weißen Ungeheuer uns vor dem Frühstück überfielen.

Oder hatten die Soldaten dem Kind etwas angetan? Hektisch wandte ich den Kopf Richtung Haus, suchte die Fenster nach einer Bewegung ab. Als ich nichts wahrnahm, griff ich nach Magaretas Arm.

„Wo ist Clara?“ Ich hätte flüstern mögen, um die Soldaten nicht darauf aufmerksam zu machen, dass nicht vier Frauen in diesem riesigen Haus lebten, sondern fünf. Doch ich vermochte es nicht. Meine Stimme hatte ein Eigenleben entwickelt. Nicht, dass diese Schweine noch begannen das Haus nach Clara zu durchsuchen.

Magarete schüttelte stumm den Kopf. Auch sie war noch in Nachtwäsche, doch hatte ihr einer der Soldaten die Nachthaube vom Kopf gerissen und schenkte diese nun wie die Fahne eines besiegt Feindes. Ihre dunklen Locken fielen ihr zerzaust und stumpf auf den Rücken hinab.

Ich unterdrückte ein Schluchzen und presste meine verletzte Hand an meine Lippen, um nicht zu schreien.

In diesem Augenblick trat einer der Soldaten vor. Im Gegensatz zu den anderen war seine Uniform ein wenig aufwändiger gestaltet. Im Unterschied zu den übrigen

Soldaten trug er an den Ärmeln einen goldenen Streifen. Dazu neben der Muskete einen kurzen Säbel, sodass ich darauf schloss, dass es einer der Unteroffiziere sein musste. Sein gesamtes Auftreten ließ vermuten, dass er der Anführer dieser Männer war. Breitbeinig baute er sich vor uns Hausbewohnern auf.

„Qui est me maître de cette maison?“, brüllte er gegen das Poltern seiner Leute an. Ratlose Gesichter blickten ihn an, denn zumindest von uns Frauen sprach keine auch nur ein Wort Französisch. Vater hatte eine zu große Abneigung gegen das Volk der Revolutionäre gehabt, als dass er geduldet hätte, dass wir ihre Sprache lernten. Doch der Klang seiner Worte ließ alles in mir zu Eis erstarren. Schnaubend wiederholte er sie und ich fühlte mich unfassbar hilflos, angesichts der Tatsache, dass ich nicht verstand, was er wollte oder mit uns vorhatte. So zwang ich mich meinen Blick auf den Boden zu richten und starrte auf die schwarzen Wollgamaschen seiner Schuhe, die ihm bis über die Knie reichten. Seine Beine wirkten dadurch unnatürlich dünn und krumm.

„Wer ist der Herr dieses Hauses?“, übersetzte schließlich der Kerl mit den gelben Streifen an der Uniform und mein Herzschlag schien auszusetzen. Panisch schlang ich die Arme um meinen Oberkörper, versuchte den Mut zusammenzunehmen das Wort zu erheben. Als niemand antwortete, trat der Unteroffizier schließlich auf mich zu, grabschte nach meinem Nachthemd und riss es mir von den Schultern, dass ich entblößt in der eiskalten Morgenluft vor den Männern stand. Während ich noch panisch versuchte meine Blöße zu bedecken, packte er mich jäh an der Kehle und zwang mich ihn anzusehen. „Sprich, Mädchen!“, zischte er und kniff seine Augen zu zwei Schlitzern zusammen.

In diesem Moment machte Wilhelm Rühmer, einer unserer Knechte, einen Schritt vor. Er war ein breitschultriger



Mann, den Vater schon vor Jahren zur Versorgung unserer Pferde eingestellt hatte.

„Unser Herr ist im Krieg, du elender Froschfresser! Und jetzt nehmen Sie sofort Ihre Finger von unserem gnädigen Fräulein!“, erklärte er mit fester Stimme und ballte die Fäuste. Als der Soldat nicht augenblicklich Folge leistete, griff er nach dem Arm des Franzosen und stieß ihn von mir fort. „Finger weg, hatte ich gesagt!“

Der Unteroffizier lachte auf und hob fast amüsiert die Hände angesichts dieses armseligen Widerstandes. Offenbar verstand zumindest er unsere Sprache besser, als er zugeben wollte, denn er nickte er seinen Untergebenen zu, das Theater zu beenden.

Sofort sprang der Soldat, der mich aus dem Haus gezerrt hatte, vor und packte Wilhelm am Kragen. Er zerrte ihn zu Boden und als dieser sich gegen die Behandlung wehrte, schlug er ihm den Kolben seiner Muskete mehrfach in die Magengrube und ins Gesicht, bis der Mann keuchend und röchelnd am Boden lag. Als dieser sich kaum mehr rührte, setzte er ihm den Fuß auf die Kehle und drückte zu. Es war mir, als könne man die Knorpel des Kehlkopfes knacken hören. Wilhelm wand sich mit letzter Kraft und schnappte panisch nach Luft.

Der Unteroffizier beobachtete die Bestrafung meines Angestellten ausdruckslos, dann wandte er sich wieder an uns, als wäre nichts Außergewöhnliches geschehen. Seine Augenbrauen hatten sich zusammengezogen, als hätte er es mit einer Gruppe besonders widerspenstiger Kinder zu tun. Als er sah, dass Antonia angesichts der Schläge gegen unseren Knecht zu schluchzen begonnen hatte, ließ er die Bestrafung noch einen Augenblick länger andauern, ehe er die Hand hob und den Soldaten aufforderte aufzuhören.

Dieser wischte sich eine verschwitzte Haarsträhne aus dem Gesicht, neigte den Kopf und erwiderte dienstbeflissen.

„Oui, mon sergent!“, ehe er zackig einen Schritt zurücktrat.

Ich wagte es nicht den Blick auf meinen Knecht zu richten. Der Anblick seines blutüberströmten Gesichts hätte mich wahrscheinlich den Verstand gekostet. So hob ich zögerlich die Hand, starrte jedoch noch immer auf die schwarzen Gamaschen, als wollte ich mich an einem möglichst harmlosen Detail festhalten. Sechzehn Messingknöpfe meinte ich zu zählen. Vielleicht waren es auch siebzehn.

Ruckartig richteten sich die Augen des Unteroffiziers auf mich und ich schluckte schmerzhaft. Meine Kehle fühlte sich mit einem Mal trocken und rau an.

„Während der Abwesenheit meines Vaters bin ich die Herrin dieses Hauses.“ Erschrocken stellte ich fest, wie schrill meine Stimme klang. Auch wagte ich noch immer nicht meinen Blick zu heben, so als würde ich in Flammen aufgehen, wenn ich seinem Blick begegnete.

Der Blick des Mannes klebte noch immer an mir und ich sah wie seine riesigen Augen jeden Millimeter meines Körpers seziierten. Mein offenes Haar, meine nackten Füße, mein Nachthemd, unter dem sich mein Körper allzu deutlich abzeichnete. Doch er musterte mich nur, fasste mich nicht an. Obwohl ich mir in meiner Scham und Angst nicht sicher war, was schlimmer gewesen wäre.

„La moitié d'un enfant!“, lachte er plötzlich los und ich zuckte erschrocken zusammen, was ihn noch weiter zu erheitern schien. Da packte er eine Strähne meines Haares, hielt sie ins diffuse Morgenlicht, als wollte er sie betrachten. Zittrig ließ ich die Behandlung über mich ergehen, zwang mich jedoch den Atem anzuhalten, denn seine Hand stank. Offensichtlich hatte er mit mehr Gegenwehr gerechnet, denn er ließ mein Haar fallen und bleckte zwei arg rudimentäre Zahnreihen. „Emballez tout ensemble!“, brüllte er seinen Leuten zu, die sich daraufhin beeilten alles an Hab und Gut,

das sie in unserem Haus gefunden hatten, auf ihren Karren zu laden. So sah ich den Inhalt unserer Speisekammer in Leinenbeuteln verschwinden. Brot, Schinken, Mehl und Kartoffeln. Meine ohnehin brüchige Fassung bröckelte vollends.

Der Sergent folgte meinem Blick. „Félicitations, mademoiselle.“ Er lachte kehlig auf und hielt mir einen Zettel unter die Nase. Doch ich wagte nicht, ihn zu ergreifen, woraufhin er voll Ungeduld schnaubte. Zögerlich ergriff ich das speckige Papier. Offensichtlich hatten auch die Franzosen festgestellt, dass sie von der einfachen Bevölkerung nicht verstanden wurden und zumindest diese Anordnung auf Deutsch übersetzt. Oder das, was sie für unsere Sprache hielten.

Auf diese Weise erfuhr ich, dass der Mann, der an diesem Morgen mit seinen Leuten unser Haus überfallen hatte, den Namen Sergent Charles trug und einem gewissen Major Raye unterstellt war, der die Unterbringung und Versorgung des Regiments verantwortete und der unser Dorf ausgewählt hatte, um eine Füsilierkompanie des 97. Infanterieregiments unterzubringen.

Der Sergent musterte mich kalt und als ich ihm nicht rasch genug las, riss er mir das Papier wieder aus den Fingern und knüllte es in die Tasche seines grauen Wintermantels.

„Avez-vous compris cela?“

Als ich ihn leer ansah, weil ich wieder kein Wort verstand, verdrehte er genervt die Augen und holte jäh zu einer Backpfeife aus, die sich gewaschen hatte. Doch ich wagte es nicht nach meiner Wange und meiner Oberlippe zu greifen, obwohl ich spürte, dass mir ein dünnes Rinnsal Blut über das Kinn lief. Der Unteroffizier piff seine Leute zusammen und so sahen wir tatenlos zu, wie unsere Vorräte und ein großer Teil unseres Besitzes unser Haus verließen, um die französische Armee zu versorgen, die sich seit

Monaten wie eine immer fetter werdende Raupe durch unseren Landstrich fraß.

Erst als auch der letzte Soldat das Hoftor hinter sich gelassen hatte, wagten wir es uns zu rühren. Ich ignorierte den Schmerz und eilte zu Wilhelm, der noch immer keuchend vor Schmerz am Boden lag. Tilmann, unser zweiter Knecht, kniete bereits neben ihm. Ich beugte mich zu ihm herab, betrachtete sein Gesicht, welches vollkommen deformiert wirkte. Die Nase und wahrscheinlich auch der Kiefer waren gebrochen. Aus einer Platzwunde an seiner Schläfe trat eine erhebliche Menge Blut aus, die sein hellbraunes Haar dunkel färbte. Welche weiteren inneren Verletzungen ihm der Soldat zugefügt hatte, konnte man nur erahnen. Sein Anblick war schier unerträglich.

„Schafft ihn auf sein Lager!“, befahl ich ihm und Maria. „Ich hole etwas Eis zum Kühlen und etwas für die Behandlung der äußerlichen Wunden. Sobald er versorgt ist, gehen wir, Tilmann, jeden Winkel des Hauses durch, dokumentieren jedes Tier, das sie mitgenommen haben, jeden Schaden, den sie verursacht haben.“ Damit nickte ich entschlossen, raffte den Rock meines Nachthemdes und wollte ins Haus zurückeilen, um nach unserer Jüngsten zu sehen. „Antonia, Margarete, ins Haus! Es reicht, dass man uns in diesem entwürdigenden Aufzug gesehen hat. Ich will nicht, dass wir uns den Tod holen.“

Mit diesen Worten eilte ich ins Haus, prallte angesichts des Chaos, das die Soldaten zurückgelassen hatten, jedoch zurück. Es war mir, als wäre ein Wirbelsturm durch unsere Räumlichkeiten gefegt. Jede Schublade schien mindestens einmal geöffnet worden zu sein. Die Möbel waren zerkratzt oder verschoben worden. Zahlreiche Gegenstände, von denen sich die Soldaten offenbar erhofften, dass sie diese zu Geld machen konnten, waren gestohlen worden. Porzellanfiguren, Besteck und kleine Portraits. Doch da würden sie noch umschaun. Im Augenblick kaufte niemand

Porzellan und auch Besteck wurde weit unter Wert verkauft, denn niemand hatte im Augenblick die Möglichkeiten mit Geld um sich zu werfen.

Meine Knie zitterten, als ich mich ins Obergeschoss schlepte, wo die Verwüstungen noch weiter zunahmen. Bei jedem Schritt fürchtete ich, dass sich meine schlimmste Angst bewahrheiten würden und ich meine jüngste Schwester tot auffinden würde. Doch als ich Claras Zimmer betrat, war es verwaist. Das Bett war zerwühlt, ihre persönlichen Habseligkeiten achtlos aus dem Regal gefegt.

Panisch rief ich ihren Namen. Immer und immer wieder. Margarete und Antonia, die meinem Befehl tatsächlich ohne Widerworte gefolgt waren, taten es mir gleich. Gerade als meine Angst um meine jüngste Schwester ihren Höhepunkt erreicht hatte, hörte ich ein leises Wimmern aus der Kleidertruhe in der hintersten Ecke ihres Schlafzimmers. Kurz darauf wurde der Deckel schwach angehoben, misstrauisch die Lage auskundschaftend.

„Clara!“ Ich stürzte neben der Truhe auf die Knie, riss den Deckel vollends auf und zog das Kind an mich. Der Geruch von Urin und feuchtem Stoff schlug mir entgegen, doch es war mir gleichgültig. Meine Schwester war unversehrt. Schluchzend presste ich sie an mich und barg ihr Köpfchen an meiner Brust. Doch während die Angst um Clara abebbte und das Rasen meines Herzens nachließ, trat ein anderes Gefühl an seine Stelle: Verzweiflung.

Innerlich fühlte ich mich wie zerschlagen. Den Schmerz in meinem Gesicht spürte ich bis auf das gleichmäßige glühende Pulsieren meiner Lippe kaum. Ich dachte an die gestohlenen Vorräte, die uns über die noch verbleibenden Wintermonate hatten bringen sollen. An das widerwärtige Grinsen des Unteroffiziers, das nichts Gutes verhiess. Natürlich dachte ich auch an die Aussichten für die kommenden Wochen. Hinter mir nahm ich Margarete und Antonia wahr. Beide ebenfalls noch immer im Nachthemd,

wie sie, wenn vielleicht auch unbewusst, auf meine Anleitungen warteten. So wandte ich mich zittrig zu ihnen um und sprach die Worte aus, die unser Leben von nun an bestimmen würden:

„Sie werden französische Soldaten in diesem Haus einquartieren.“

Jocelyn Garber